

Simone Dollinger

## Pastorale Praxis mit Sexarbeiterinnen

**Sexarbeiterinnen wünschen sich – vor dem Hintergrund der Stigmatisierung und Diskriminierung, die sie alltäglich erfahren – eine Seelsorge, die von ihren konkreten Lebenswirklichkeiten ausgeht und soziales und politisches Engagement sowie Empowerment in den Vordergrund stellt.**

● »Wir sind keine Monster« – das hat mir eine Sexarbeiterin, ich nenne sie Noémie, ganz am Anfang meiner empirischen Untersuchung zu den Lebenswirklichkeiten von Frauen, die im Sexgewerbe arbeiten gesagt. Diese Aussage spricht von Verletzung und Widerstand und spiegelt die Erfahrung von Noémie, dass sie nicht mit dem gleichen Respekt wie andere Menschen behandelt wird. Mit diesen Erfahrungen ist Noémie nicht alleine: Frauen, die im Sexgewerbe arbeiten (u. a. professionelle Sexarbeiterinnen, Migrant Sexworkers, Cabaret-Tänzerinnen, drogenabhängige Frauen), sind kirchlich und gesellschaftlich unbekannt und »unsichtbar«.

Im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit habe ich ein pastorales Projekt mit Sexarbeiterinnen kennen gelernt. Im Folgenden möchte ich dieses m.E. gelungene Projekt pastoraler Praxis mit marginalisierten Menschen vorstellen und formuliere Kriterien, die auch für eine pastorale Pra-

xis mit Sexarbeiterinnen an anderen Orten hilfreich sein könnten. Dabei werde ich versuchen, die Perspektive der Betroffenen selbst sichtbar zu machen. Ich stützte mich dabei auf fünf biographische Interviews, welche ich mit professionellen Sexarbeiterinnen geführt habe. Diese Frauen sagen von sich, dass sie sich bewusst für die Sexarbeit entschieden haben.

### Projekt »Seelsorge für Frauen im Sexgewerbe«

● Im Mai 1999 startete in Basel das Projekt Seelsorge für Frauen im Sexgewerbe. Ziel des Projektes war es, Sexarbeiterinnen in ihrer aktuellen Lebenssituation zu unterstützen und die Öffentlichkeit für die Situation von Sexarbeiterinnen zu sensibilisieren. Dafür wurde innerhalb des ökumenischen Aidspfarramtes eine 40%-Stelle geschaffen und mit einer reformierten Pfarrerin besetzt. Diese hatte nun den Auftrag, die Stelle bekannt zu machen unter den verschiedenen Institutionen und professionellen Helferinnen im sozialen Bereich und unter den Frauen im Sexgewerbe selbst. Dazu war die reformierte Pfarrerin anfänglich selber in den bekannten Vierteln und Bars unterwegs: »Anfangs bedeutete meine

Arbeit auch, Kontakte zu anderen Beratungsstellen zu knüpfen und ein Informationsnetz aufzubauen. Wer mit einem Pilotprojekt startet, muss zuerst Vertrauensarbeit leisten. Sowie Professionalität und Souveränität gegenüber anderen Fachstellen entwickeln.«<sup>1</sup>

Nach einigen Monaten war die reformierte Pfarrerin nur noch selten auf der Straße anzutreffen. Die Frauen meldeten sich nun direkt bei ihr, telefonisch oder vermittelt durch andere Stellen oder Freunde. Das spezifische Profil der Seelsorgestelle wurde nach einer ersten Pionierphase deutlicher. Es umfasste zwei Aufgabenbereiche: Erstens Seelsorge und Beratung für Sexarbeiterinnen und zweitens Informations- und Öffentlichkeitsarbeit.

Das Projekt folgt in der Seelsorge und Beratung von Sexarbeiterinnen folgenden Grundsätzen:<sup>2</sup> individuelle emotionale und spirituelle Begleitung, Beratung und praktische Unterstützung; Einzelbegleitung in einem geschützten institutionellen Rahmen und nicht am Arbeitsort der Sexarbeiterinnen (Streetwork wird nur sekundär als Arbeitsform eingesetzt); keine Ausstiegsorientierung, aber Unterstützung beim Ausstieg; Offenheit für Frauen unterschiedlicher Kulturen und Religionen; Stärkung von Würde und Autonomie der Frauen; Schutz der Anonymität durch das Seelsorgegeheimnis.

Das Projekt ist jedoch nicht »nur« auf Einzelbegleitung beschränkt, sondern versucht in Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit auf die Situation von Sexarbeiterinnen aufmerksam zu machen und so einen Beitrag zu leisten gegen Diskriminierungen und Stigmatisierung dieser Frauen. Dazu gibt die Seelsorgerin Interviews bei Zeitungen und Radiosendern und informiert so über ihre Arbeit. Sie leistet auch Informations- und Aufklärungsarbeit in Pfarreien und Kirchgemeinden, gestaltet Gottesdienste und informiert kirchliche Gruppen, zum Beispiel Konfirmand-

Innen und Firmlinge. Die Projektleiterin ist überzeugt, dass Prostitution keine Randerscheinung ist. Es sei eine Tatsache, dass jeder siebte Mann (auch in Basel) ein Freier ist oder war. Sie sehe diese Männer manchmal: »Es sind alte und junge, hässliche und schöne, vielfach mit Ehering am Finger und Kindersitzli im Auto.«<sup>3</sup>

## Reaktionen von Sexarbeiterinnen

- Die Reaktionen auf ein kirchliches Angebot für Sexarbeiterinnen fallen unterschiedlich aus: Auffallend ist, dass meine Interviewpartnerinnen noch nie von einem solchen Projekt gehört haben und insbesondere die Tatsache Erstaunen auslöst, dass das Projekt kirchlich getragen ist. Sarah und Paula sagen explizit, dass sie ein kirchliches Engagement im Bereich Sexgewerbe als Widerspruch empfinden, weil Kirche gegen ihr Gewerbe sei. Damit machen die Frauen deutlich, dass Kirche immer noch mit Leibfeindlichkeit assoziiert wird, und Frauen, die in diesem Gewerbe arbeiten, als Sünderinnen betrachtet werden.

Paula und Andrea meinen, dass eine solche Stelle sich zurückhalten müsse mit »Seelsorge«. Darin wird das Unbehagen spürbar, dass sie von der Seelsorgerin oder dem Seelsorger wegen ihres Berufes verurteilt werden könnten oder keine praktische Hilfe erfahren, sondern lediglich getröstet werden mit einer Spiritualität, die ihnen in der konkreten Situation, in der sie stehen, nichts bringt. Meine Interviewpartnerinnen fordern deshalb, dass eine solche Stelle ein soziales und politisches Engagement in den Vordergrund stellen müsse, wo Sexarbeiterinnen auch konkrete Hilfeleistungen erwarten können. Paula drückt dies sehr deutlich aus: »Wenn's eine solche Stelle gibt, dann sollte man das nicht auf re-

ligiöser Basis machen, also nicht für Seelsorge, sondern man sollte sich dem Leben von diesen Frauen annehmen. Denn wie viele Frauen gibt

»sich des Lebens  
dieser Frauen annehmen«

es, die sind ja nicht freiwillig hier, wie viele gibt's, die sind in so finanzieller Not, dass sie es machen müssen. Ich find eher, es sollte eine Stelle geben, die dort ansetzt. Eine Stelle, die denen auch finanziell mal unter die Arme greift oder mit denen zu diesen Behörden hingehet, wenn sie illegal hier wären oder so.«

Tamara erwähnt noch einen ganz anderen Aspekt: Für sie ist das »Kirchliche« an der Stelle kein Problem. Sie ist begeistert, dass es so was gibt. Tamara ist auf der Suche nach einem Ort, wo sie zusammen mit anderen über ihren Glauben reden kann und auch die Probleme im Berufsalltag einen Ort haben.

**Kriterien für die pastorale Praxis**

- *Sich solidarisieren mit den konkreten Lebenswirklichkeiten von Sexarbeiterinnen:* Meine Interviewpartnerinnen erachten es als wichtig, dass sich eine solche Stelle des »Lebens von Sexarbeiterinnen annimmt«, d. h. dass diese sie in ihrer konkreten Lebenssituation, in der sie sich befinden, unterstützt. Das Projekt in Basel versucht, in der Beratung und Begleitung auf die je spezifische Lebenswirklichkeit der Sexarbeiterin einzugehen und gemeinsam mit ihr nach Lösungen zu suchen. Dabei steht die Sexarbeiterin mit ihrer Lebenswelt, ihren Sorgen und Nöten im Mittelpunkt. Der Glaube kommt dann zur Sprache, wenn dies von den Frauen selbst thematisiert wird. Ansonsten ist die Projektleiterin sehr zurückhaltend. Im Vordergrund stehen die Soli-

darität mit diesen Frauen und der Versuch, ihre lebensgeschichtlichen Verstrickungen zu entflechten. Dabei ist die konkrete Unterstützung oder die Vermittlung an andere Institutionen ein wichtiges Arbeitsinstrument.

*Empowerment – Autonomie und Eigenständigkeit von Sexarbeiterinnen fördern:* Meine Interviewpartnerinnen betonen insbesondere ihre Autonomie und Eigenständigkeit. Es ist ihnen wichtig, dass sie mit ihrer Arbeit akzeptiert werden und in dieser Arbeit möglichst nicht in Abhängigkeitsverhältnisse verstrickt sind. Andrea sagt dies sehr deutlich: »Und das ist auch n' Ding, was für mich ganz wichtig ist, ich hab nie für n' Zuhälter gearbeitet. Ich arbeite selbstständig, ich muss keinem Mann irgendwas abgeben, und ich arbeite nur mit Frauen zusammen. Also

»Ich arbeite selbstständig.«

meine Kolleginnen sind Frauen, es steht kein Mann irgendwo darüber, der mir sagt wo's lang geht.« Die Achtung der Würde und Autonomie ist ein wichtiges Kriterium in der pastoralen Praxis. Das Projekt versucht, die Frauen nicht in Abhängigkeiten zu bringen, sondern ihnen Unterstützungsangebote zu machen, die sie ermächtigen ihr Leben eigenständig zu gestalten.

*Sensibilität für das Beziehungsgeschehen in der seelsorgerlichen Praxis:* In den Gesprächen mit den Frauen hat sich gezeigt, dass für sie tragfähige kontinuierliche Beziehungen, die sich durch gegenseitigen Respekt auszeichnen, von großer Bedeutung sind. Die Frauen haben in ihrem Leben oft starke Verlust- und Deprivationserfahrungen gemacht. Tamara zum Beispiel wurde in Heimen herumgeschoben. Sie konnte keine tragenden Beziehungen zu den Erzieherinnen oder zu anderen Mädchen aufbauen und bekam immer wieder zu spüren, dass sie nichts wert ist: »Mir wurde immer eingepägt:

Tamara ist nichts und kann nichts, jahrelang ... Wenn die anderen Mädchen spazieren gingen, dann musste die Tamara der Erzieherin ihr Zimmer putzen. Da habe ich mich isoliert, wurde zur Einzelgängerin. FreundInnen durfte man nicht haben. Also, es war eine strenge Zeit, streng und hart. Ja, ohne Liebe, ohne nichts.« Céline erlebt ihre Adoptivmutter als dominante lieblose Person, der sie sich unterordnen muss. Tut sie das nicht, wird sie geschlagen: »Meine Adoptivmutter ist sehr dominant, dominant allen gegenüber, also sie ist eine Frau, die, wie soll ich das sagen, sie muss die Macht haben, über alle. Sie muss das Sagen haben. Und wenn du nicht pariert hast, dann hat's eine gegeben.« SeelsorgerInnen sollten also behutsam mit dem Beziehungsgeschehen umgehen und Sexarbeiterinnen echte Beziehungsangebote machen.

*Solidarität unter Sexarbeiterinnen fördern:*

Von Tamara wurde insbesondere der Wunsch nach einem Ort geäußert, wo sie Gemeinschaft erleben kann. Für sie ist es schmerzlich, dass unter Sexarbeiterinnen kaum Freundschaften entstehen. Das pastorale Projekt in Basel enthält kein Angebot, das dieses Bedürfnis aufnimmt. M. E. könnte darin eine Entwicklungsperspektive des Projekts liegen. Die christliche Grundhaltung der Koinonia, der Gemeinschaft, könnte durchaus auch ein Kriterium für die pastorale Arbeit mit Sexarbeiterinnen werden. Dazu müssten den Sexarbeiterinnen Räume offen stehen, wo sie sich mit anderen Sexarbeiterinnen austauschen können und unter sich Netze der Freundschaft und Solidarität knüpfen können. Das Projekt könnte versuchen, solche Räume zu öffnen.

*Präsenz und Kontakt:*

Der Kontakt mit meinen Interviewpartnerinnen hat mir gezeigt, dass einerseits die Stelle noch wenig bekannt ist, andererseits ihr Bedürfnis nach Gehört-Werden sehr deutlich spürbar war. Ohne dass sie mich vorher kannten, zeigten die Frauen eine große

Bereitschaft, mehr über ihr Leben, über ihren Glauben und ihre Erfahrungen mit Religion zu erzählen. M. E. müsste gerade ein Projekt, das mit unsichtbar gemachten Menschen zu tun hat, stärker auf ihre Lebensrealitäten zugehen und Kontakte zu den Sexarbeiterinnen knüpfen. Institutionelle Beratung und irgendeine Form von aufsuchendem direktem Kontakt scheinen mir die einzigen Möglichkeiten, um das Angebot bekannt zu machen und insofern auch die Unterstützung von Sexarbeiterinnen durch pastorale Handlungsträgerinnen aufrecht zu erhalten. Fehlt dieser direkte Kontakt, führt dies m. E. auf die Dauer dazu, dass nur einige wenige Frauen von dieser Möglichkeit erfahren und so vielleicht gerade die Sexarbeiterinnen, welche besonders auf Unterstützung angewiesen wären, unsichtbar bleiben. Darin wird auch deutlich, dass Theologinnen und Theologen sich möglicherweise

*»Wir haben den Stempel Hure.«*

für eine solche Arbeit noch spezifische fachliche Unterstützung suchen müssen. Streetwork ist eine eigene Arbeitsmethode, für die es spezifische Kompetenzen braucht.

*Gesellschaftspolitisches Engagement:* Die Lebensgeschichten meiner Interviewpartnerinnen haben auch gezeigt, dass sie im Sexgewerbe verschiedene Formen von Diskriminierung erfahren. Besonders eindringlich spricht das Tamara aus: »Wir haben den Stempel Hure, – ich bin keine Hure, Simone. Ich bin im Sozialwesen, ich tue was Gutes. Aber wir haben den Stempel ... Ich hab' was Gutes gemacht zehn Jahre. Und Gott sei dank, würd's uns nicht geben, oje ...« Tamara verletzt es, wie über Sexarbeiterinnen gesprochen wird, und sie empfindet es als ungerrecht, dass sie »den Stempel« hat, obwohl sie ja eigentlich etwas Gutes tut.

Meine Interviewpartnerinnen erzählen auch, dass sie vor ihrem Einstieg ins Sexgewerbe auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt waren oder sonstige Defizite aus der Kinder- und Jugendzeit mitbrachten, die den Einstieg ins Sexgewerbe begünstigten (z.B. sexuelle und physische Gewalt oder Mangel an Liebe und Wertschätzung). Sarah versucht nach längerer Arbeitslosigkeit, Abhängigkeit von der Sozialhilfe und Tätigkeit als Hausfrau wieder ins Berufsleben einzusteigen. Sie macht dabei die Erfahrung, dass sie als alleinerziehende Mutter und gelernte Coiffeuse keine Chance hat: »Ich habe einfach nur Absagen gekriegt, ist ganz deprimierend gewesen. Es hat dann immer geheißen: Alleinerziehend? Das ist uns ein zu großes Risiko, dann fehlen sie ja dauernd, weil ihr Kind krank ist ... Und dann hat mich eine Kollegin, die schon lange im Gewerbe arbeitet, gefragt, ob ich mal zuschauen wolle. Zuerst habe ich abgelehnt, aber so einen Monat später habe ich gefunden, doch, ich kann's ja mal probieren.« Dadurch wird sehr deutlich, dass der Einstieg ins Sexgewerbe auch mit strukturellen gesellschaftlichen Bedingungen verknüpft ist.

Für das Projekt in Basel bedeutet dies, dass neben dem individuellen Fokus auf die Lebenssituation von Sexarbeiterinnen, die strukturelle Perspektive nicht aus dem Blick rücken darf. Sie ist konsequent mitzudenken und sollte sich in einer Pastoral im Bereich Sexgewerbe auch im konkreten Handeln ausdrücken. Im Projekt geschieht dies bereits in Form von Öffentlichkeitsarbeit und Sensibilisierungsarbeit bei Jugendlichen und in Kirchgemeinden/Pfarreien. Diese Arbeit ist m. E. fortzusetzen, da damit die Lebensbedingungen von Sexarbeiterinnen sichtbar gemacht und die Einstellung der Gesellschaft gegenüber Sexarbeiterinnen verändert werden können. Es scheint mir bemerkenswert, dass das Projekt versucht, mit Kirchgemeinden/Pfarreien in einen Dialog zu kommen. Wenn Kirche ein Ort ist, wo die Stimmen marginalisierter und diskriminierter Menschen gehört werden, dann besteht gerade in diesem Austausch die Chance, dass sich auch in Pfarreien/Kirchgemeinden ein stärkeres Bewusstsein entwickelt für diese Menschen und dass die Solidarität mit Menschen, die vermeintlich nicht mehr dazugehören, wachsen kann.

<sup>1</sup> Nicole Glaser, Ich will Urteile hinterfragen. Interview. Cornelia Schmidt-Messingschlager zur Seelsorge für Frauen im Sexgewerbe, in: Aargauer

Zeitung vom 26.10.2001.  
<sup>2</sup> Vgl. Ökumenisches Aidspfarramt Basel: Seelsorge für Frauen im Sexgewerbe. Seelsorge und Information in den Bereichen Prostitu-

tion und Aids.  
 Bezugsadresse: Ökumenisches Aidspfarramt beider Basel, Seelsorge für Frauen im Sexgewerbe, Peterskirchplatz 8, CH-4051 Basel.

<sup>3</sup> Prostitution ist keine gesellschaftliche Randerscheinung, in: Basler Zeitung vom 8.1.2002, 26.

**Vorschau auf die nächsten Nummern**

Schuld	2/2006
Kirche braucht Orte	3/2006

Islam in Europa	4/2006
Homosexualitäten	5/2006
Megatrend Spiritualität	6/2006